



Der illustrierte Sonntag



Nummer 47

Sonntag, den 24. November 1940

9. Jahrgang

Berechtigung

Von Anton Holzner

Es gehört zu den bittersten Schmerzen im Menschenleben, wenn man ständig ungerechte Behandlung zu erleiden hat. Ein gelegentliches unbedeutendes Mißgeschick wird jeder Mensch mit Würde zu ertragen wissen. Wer ein Rechtswort in den kleinen Dingen des Alltags ist, kann darüber noch mit einem gewissen Humor hinweg kommen. Wer aber lange Zeit hindurch völlig unbedeutend ungerecht behandelt wird, der geht leiblich und vor allem seelisch zugrunde. Wenn man einen Menschen fortwährend ungerecht behandelt, nimmt man ihm Licht, Sonne und Lebenslust, Freude, Zuversicht und Lebensmut, Kraft, inneren Halt und Stärke. Einen Menschen ständig ungerecht behandeln, heißt, ihn langsam und planmäßig zu Tode quälen. Der brutale Despot, der seinen Mitmenschen stets voll Ungerechtigkeit gegenübertritt, macht sich fortwährend Mißhandlung und feilschen Brudermordes schuldig. Er gehört zu den schlimmsten Verbrechern an der Volksgemeinschaft.

Es gibt freilich Menschen, deren Wesen und Benehmen es direkt herauszufordern scheint, daß man sie ständig schroff behandelt, zusammendrückt, immer nur hart ansieht und erniedrigt. Es sind dies stets oberflächlich erscheinende, immer sinnlos spielerisch sich gebärdende oder ständig gleich stumpf dahintrötende Menschen. Aber gerade diesen nach außen hin etwas unglücklich auftretenden Menschen gegenüber muß sich wahre Gerechtigkeit bewahren. Man wird, wenn man sich nur Mühe gibt, auch bei diesen Menschen gute Seiten, innere Tiefe und wertvolle Haltung entdecken. Man wird gerade bei diesen Menschen dann eine seltene Dankbarkeit für gerechte Behandlung ernten.

Gerecht sein heißt, jedem Menschen so gegenüberzutreten, wie er es nach menschlichem Ermessen verdient, ihn so behandeln, wie man unter gleichen Umständen selbst behandelt werden möchte.

Die Gerechtigkeit setzt also voraus, daß man selbst dem Mitmenschen nicht oberflächlich gegenübertritt, sondern sich in seine Veranlagung, seine Lebensschicksale, seine Umgebung vertieft. Wer gerecht sein will, muß zu allererst sich große Mühe geben, voll menschlicher Güte die Eigenschaften, Vorteile und Nachteile, frohen Erlebnisse und bitteren Erfahrungen seines Mitmenschen, kurz den ganzen Menschen in seiner letzten Tiefe zu verstehen.

Die Gerechtigkeit äußert sich zunächst im äußeren Benehmen, in den Handlungen, im äußeren Verhalten. Es gehört oft sehr große Disziplin dazu, im ganzen Auftreten, in den letzten Kleinigkeiten der Gesten, in den feinsten Schattierungen der Worte reiflich gerecht zu sein. Gerade den nordischen Menschen zeichnet aber diese äußere und innere Disziplin der Handlung und des Benehmens aus.

Den nordischen Menschen ehrt es aber auch ganz besonders, daß es bei ihm kein Doppelspiel zwischen äußerem Benehmen und innerer Haltung gibt, daß sein Wesen vielmehr eine vollendete innere Einheit darstellt. Gerechtigkeit muß sich beim nordischen Menschen deshalb ganz besonders auch in der inneren Einstellung zeigen. Man kann einen Menschen nicht nach außen gerecht behandeln und innerlich ungerecht über ihn denken, wenn man vor sich selbst bestehen will. Wer aber über seinen Mitmenschen im Gedanken ungerecht urteilt, der glaube ja nicht, daß diese innere Einstellung verborgen bleibt. Jeder einigermaßen natürlich veranlagte Mensch spürt und empfindet es im tiefsten Inneren sofort, ob ihm der Mitmenschen mit innerer Zuneigung, Ablehnung oder Gleichgültigkeit begegnet. Es braucht zwischen zwei Menschen kein Wort gefallen und keine Geste gewechselt worden zu sein, sie fühlen sehr bald von selbst, wie sie innerlich zueinander stehen. Für den nordischen Menschen ist die innere Gerechtigkeit in den Gedanken und im Urteil eine charakteristische Selbstverständlichkeit. Sie ist aber auch eine praktische Lebensweisheit, die jedes Zusammenleben in einer Gemeinschaft ungeheuer erleichtert.

Gerechtigkeit bedeutet nicht nur, daß man dem Mitmenschen kein schlimmes Unrecht zufügt. Gerechtigkeit verpflichtet auch dazu, daß man den Mitmenschen nicht ungerecht bevorzugt. Der Schöpfer hat das Leben so eingerichtet, daß die einen Menschen in sich sofort einen Gleichklang des Blutes, des Geistes und der Seele spüren, während andere Menschen gegenseitig keinerlei blutsmäßigen oder inneren Widerhall empfinden oder sich gegenseitig sogar abstoßen. Wo die Menschen aber in einer Gemeinschaft miteinander verbunden sind, da müssen persönliche Zuneigung, Gleichgültigkeit und Abneigung zurücktreten. Völlig in den Hintergrund treten muß aber dieses rein persönliche Verhältnis da, wo es sich um die Bezie-

hungen zwischen Führung und Gefolgschaft, Lehrer und Schüler, Erzieher und Jüngling handelt. Der Lehrer, der einen Schüler stets ungerecht bevorzugt, sät nicht nur in den anderen Schülern die giftige Saat der Benachteiligung, er schadet dem bevorzugten Schüler selbst dadurch, daß er ihn

verdorbt, schwächlich macht, seine Lebenskraft zerstört, ihm den inneren Halt nimmt. Beste Jugend hat zu allen Zeiten unter dem Einfluß ungerechter Bevorzugung durch die Erzieher ein tragisch-trauriges Ende gefunden. Ungerechte Bevorzugung ist allgemein im Leben ebenso ein Unrecht und ein Verbrechen an der Gemeinschaft wie ungerechte Benachteiligung.

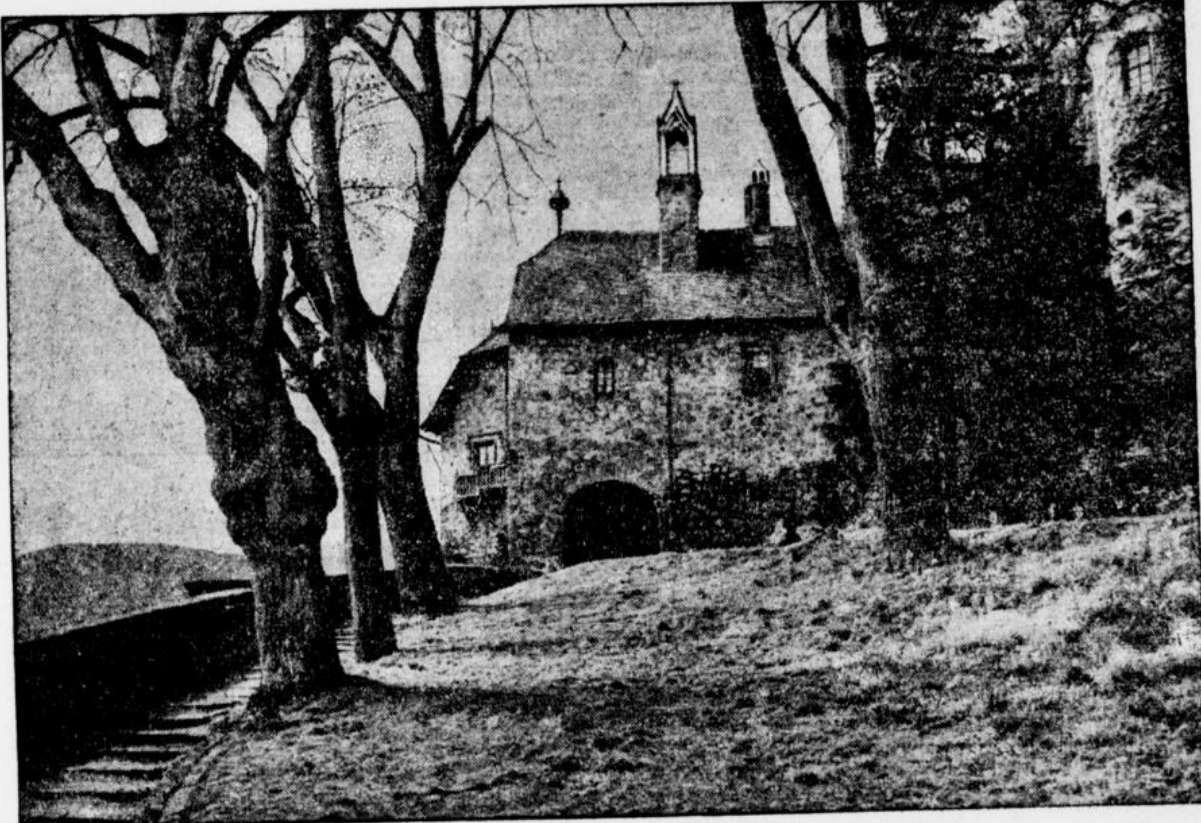
Gerechtigkeit verlangt oft Härte. Es wäre oft so einfach, leicht und bequem, sich um ein gerechtes und klares, ernstes und offenes Urteil herumzudrücken. Es ist oft sehr schwer, einem lieben

Menschen ein hartes, aber notwendiges ernstes Wort zu sagen. Eine Strafe trifft vielfach den Strafbenden empfindlicher als den Bestraften. Härte ist aber ebenso ein Bestandteil der Gerechtigkeit wie Güte.

Jeder Mensch hat für die Gerechtigkeit ein feines Empfinden. Das kleinste Kind spürt Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit genau so wie der älteste Greis. Gerechtigkeit gehört zu den notwendigsten Voraussetzungen jeder Gemeinschaft. Gerechtigkeit ist eine der heiligsten Pflichten jedes Gliedes der Gemeinschaft.

Eingang zur
Schaumburg
im
malerischen
Tal der Lahn

(A. Rupp / M.)



Das ungeöffnete Telegramm

Novelle von Alfred Heine

Es war Anfang März 1918, als eines Nachmittags gegen dreieinhalb Uhr eine auskunftswerte beschäftigte Telegraphenbotin an der Villa des Oberleutnants Bessencamp klingelte; da zufällig keine Bedienten anwesend waren, öffnete die Frau des Hauses selbst und nahm selbstverständlich das Telegramm entgegen. Frau Elise Bessencamp's Rechte zitterte so, als sie sich aus der Tasche in ihr Erkerzimmer zurückzog, daß ihr das Telegramm entfiel. Sie ließ es liegen. Sie schritt darüber hinweg. Vielleicht — wenn sie sich dann umkehrte, war es fort, und sie erkannte, daß alles ein Traum war.

Frau Elise sah zum Fenster hinaus. Da blühten schon Krokusse und Veilchen neben den letzten Schneeflecken. Vater und Sohn hätten ihre Freude daran — schade, daß ihr Urlaub im Februar so kurz war. Als sie wieder an die Front mußten, lag alles im tiefen Schnee. Nun blühten Veilchen und Krokusse wie immer. Aber wenn sie jetzt rückwärts sah ... Da liegt mitten im Zimmer das Telegramm ...

Sie ging mit jenem vorsichtig-forschen Schreiten auf das Telegramm zu, wie man als Kind etwa losgeht, wenn man einen Schmetterling fangen will — bückte sich kurz entschlossen, griff nach dem zusammengefalteten schmalen Streifen Papier und hielt ihn gegen das Fenster. Nichts schimmerte leuchtend durch als das Wort: 17. Infanterie-Division. Beide gehörten dieser Division an. Oberleutnant Heinrich Bessencamp als Kommandeur eines Regiments, Leutnant Heinz Bessencamp als Kompanieführer in einem Jäger-Bataillon. Also stimmte es. Raum vom Urlaub zurück, waren sie wieder ins Feuer gekommen. Und einer von beiden war gefallen ... Welcher von beiden?

Und schon war die Frage da: wen gab sie schweren Herzens her? Den Mann? Den Sohn? Einen also darf ich behalten, o Gott? sah sie ratlos durchs Fenster zum dämmer-grauen März-abendhimmel empor. In ihrem blassen Gesicht funkelten die dunklen Augen wie im Fieber. Ihr sonst immer so ordentlich glatt zurückgestrichenes

Haar fiel ihr mit ein paar aufgelösten Strähnen über Schläfen und Stirn.

Einen darf ich noch behalten ... kann Frau Elise immerzu. Einen darf ich noch behalten ... Und dann flog sie die Frage wieder an, als würde sie von einer süßen Stimme gesteuert: Wen sähest du lieber am Leben geblieben?

„Beide!“ schrie sie gellend laut ins leere Haus hinein, daß es von den Wänden widerhallte, als gäbe es ein gräßliches Gelächter hinterher. Vielleicht — waren — beide — gefallen auf dem Vormarsch in Eiland?

Das Telegramm lag jetzt auf dem Nähtisch. Sie hatte es vorhin wohl dort in Gedanken hingelegt. Sie setzte sich an den Nähtisch und bohrte mit einer Stricknadel Löcher in das Telegramm. Aber sie wagte es noch nicht zu öffnen. Ihr Sinn war jetzt ganz leer. Sie dachte: das war ja einmal zu erwarten. Nun war es da. Nein, ich will nicht wissen, wer es ist. Jetzt habe ich noch beide, solange ich es nicht weiß. Das Bangen und Kengsten um beide bin ich ja seit bald vier Jahren gewöhnt. Vielleicht ist auch nur einer verwundet — schwer verwundet ... Denn das hatten sie ausgemacht, bei Verwundungen schrieb der Verwundete eigenhändig.

Vielleicht ist es nur eine schwere Verwundung. Das wäre auch noch fürchtbar genug. Nein, ich will nicht mehr nachdenken, was es ist, wer es ist ... Ich kann nicht mehr. Sie verbarg das Telegramm unter ihrem Ärmel. Ihre Hände wühlten in den Garnknäulen und Stoffresten des Korbes. So will ich bis ans Ende meiner Tage sitzen bleiben, dachte sie.

Es begann zu regnen. Leise klopfte der Regen ans Fenster. Die Nacht war am Himmel. Laternenchein fiel ins Zimmer. Frau Elise zündete keine Lampe an. Wählich lächelte sie. Ja, sie spürte, ihr ganzes Gesicht lächelte. Also muß es doch den beiden gut gehen? Kann eine Frau, eine Mutter lächeln, wenn —? Nein! Das lächelt doch! Na also! Lächle, meine Seele, lächle, vielleicht wird dann alles gut.

Und Frau Elise lächelte. Sie sah sich mit Mann und Sohn durch den Brunwald wandern — am

See entlang nach Paulsborn — Die tiefen Stimmen der Männer brummen deutlich in ihr Ohr. Was sie sagten, war ja im Grunde belanglos in solchen Augenblicken; wenn sie nur da waren, die Stimmen, und brummen — —

Doch — was war das? Brumme nicht Vaters Stimme wirklich im Korridor? Und Heinzens? Nun litt sie schon an Halluzinationen ... Doch horch! Sie sprechen —: „Wertwändig, daß Mutter nicht zum Bahnhof kam? Ob sie krank ist?“ — „I wo, mein Junge. Das Telegramm wird von der Post verbummelt sein.“

Frau Elise sprang auf. Ein Jauder entfuhr ihrer Kehle: „Ihr lebt! Ihr lebt!“ Sie stürzte zur Tür — und „Ihr seid wirklich ganz lebendig!“ sah sie Mann und Sohn vor sich stehen. Der Oberleutnant umarmte seine Frau und sah ihr erstaunt in das vor Schmerz und Freude erregte Gesicht: „Ja, was ist denn?“

„Aber Mutter — diese Aufregung? Hast du unser Telegramm nicht erhalten?“

„Ja — und — nein — das heißt: noch nicht.“

„Das Telegramm, in dem wir dir unsere kurze Urlaubsunterbrechung mitteilen, weil die Division plötzlich von Osten nach Westen kommt? Deswegen sind wir nach dem üblichen Urlaub schon wieder da. Morgen müssen wir weiter.“

„Ihr lebt, Gott sei Dank, ihr lebt! Ich habe das Telegramm noch nicht geöffnet, ich dachte, einem von euch wäre etwas Unabwendbares passiert.“

Die Männer sahen sich ernst an. Dann lächelten sie. Denn sie spürten einen starken Strom Liebe auf sich zufluten. „So sind wir also für dich von den Toten auferstanden, Mutter?“ scherzte Heinz. Der Oberleutnant nahm seine Frau an den Schultern und sah ihr in die noch leicht verweinten, jetzt aber wieder tapfer lächelnden Augen: „War's schwer?“

„Was?“

„Was, was du oben durchlitten hast?“

„Würdest du dich freuen, wenn es mir leicht fiel, einen von euch beiden oder gar beide herzugeben?“ war die leise Antwort.

Franz Kesting:



Der vom andern Ufer

Still lag der Bergsee zwischen wuchtenden Felsen und dräuenden Wäldern. Der Herbst schritt über Berge und Klüfte und färbte mit Künstlerhand das Laub der Bäume und Büsche. Durch die alten Lärchen und Fichten ging ein flüsterndes und Raunen, als läge der Wald um verschundene sommerliche Pracht.

Es wurde mählig Abend. Die scheidende Sonne hatte bereits ihr strahlendes Antlitz mit purpurnem Schleier bedeckt, und um die mit Schnee bedeckten Gipfel der Bergeswelt im Süden flammte und lohete es in zuckenden Bränden.

Leise rauschte und knisterte das gelbende Schilfrohr am Seeufer. Wildenten kreisten über dem schon nachtdunklen Wasser. Das Gellings ihrer Flügel unterbrach wie Harfenklang die feierliche Stille. Das schone, ewig mähtränische Wasserwilde bedugte die leichtgekräuselten Wellen und das wipfelnde Schilfmeer. Mehrmals schon schien es zur Landung entschlossen zu sein, aber jedesmal riß die Furcht, die angeborene Scheu, die pfeilschnellen Breitenschwänze wieder empor. Endlich landeten zwei, deren Schwingen wohl erlahmt waren, auf dem Wasser. Die andern schlugen noch einmal einen Bogen, dann fielen auch sie mit dumpfem Klatschen ein, und bald verriet munteres Plätschen, daß sie sich sicher und geborgen fühlten. Leichthühner gaben ihnen mit knurrender Stimme Antwort. Von einer jäb abstürzenden Felsenwand kündete ein Uhr drohend den Beginn der Nacht. Da bargen sich die Enten schnell im Schilf, und das letzte Gegeter der Leichthühner verstummte. Ueber die Wälder aber strich jetzt auf Geister-schwingen der Tod. Seine feurigen Augen weiteten sich, seine dolchscharfen Krallen suchten in Erwartung der ersten Beute, und ein Grollen aus tiefer Brust ließ alles niedere Getier erzittern.

Doch auch des Uhus Grollen verstummt, denn aus den Wäldern des südlichen Seeufers brauste

ein Schrei, so urgewaltig, so drohend und haß-erfüllt, daß sich der See duckte und das Gefäusel des Windes sich in die dichtesten Kronen verfrachte. Auf brauner, farger Bergeside stand ein Brunst-hirsch bei seinem fünfstöpfigen Rudel und kündete mit mächtiger Stimme seine Herrschaft über Berg und Tal. Da stahl sich das lungenende Gefindel der schwächeren Hirsche, die schon seit Tagen dem Rudel folgten, jäh davon, denn der Plaghirsch hatte ihnen bereits mehrfach recht kräftige und schmerzende Beweise seiner Verachtung gegeben.

Doch die Brunst flaute ab, und der Zwölfer mit der ehrfürchtgebietenden Becherkrone dachte nicht mehr daran, die lästigen Burschen leuchtend über Stock und Stein zu hegen. Er begnügte sich damit, ihnen mit der Urgewalt seiner Stimme Achtung einzusößen und den Zutritt zum Rudel zu verwehren.

Jetzt umkreiste er noch einmal die sich im Seidelraut äsenden Tiere und tat sich dann nieder. Wochen höchster Aufregung hatte er ja auch hinter sich. Nur das Allernotwendigste an Aesung hatte er sich gegönnt. Die zehrende Unruhe, die all sein Sinnen und Trachten beherrschte, hatte ihm keine Zeit dazu gelassen. Jeder Tag war Kampf gewesen, Kampf, daß und maßlose Eiferucht. Jetzt zog all das Bittere und Süße noch einmal an ihm vorüber. Er gedachte des frechen Gabelers, den er mit seinem Geweiß zur Seite geschleudert hatte wie ein Reiter einen tollkühnen Hund. Des Wälders gedachte er, den er nach hartem Kampfe in die Knie gezwungen hatte, und der noch von Glück sagen durfte, daß er lahmend entkommen war. Als er aber des alten Hirsches vom zwölften Kopfe gedachte, den er erst nach maßlos bitterem Ringen, bei dem er selbst eine klaffende Wunde empfing, bezwungen hatte, da durchwühlte ihn aufs neue des Jörnens heiße Welle, und ein heißeres Knöden verriet seines Grimmes lodrende Brände. Nun schaute er sich nach Ruhe, nach einem stillen, sicheren Einsiedel an windgeschütztem Hang, fernab von allem aufregenden Treiben und Getöse.

Doch aus dem Paradies seiner Zukunftsträume schiedte ihn ein häßlicher, durchdringender, wildaufpeitschender Schrei. Vom jenseitigen Seeufer kam er und drang wie ein schwergepanzierter Reiter fahrend über das murrende Wasser. Von den Felsen des Seidufers jerbach er wie ein donnernder Wildbach und stieg durch Schraffen und Klüfte bis zu den höchsten Gipfeln, um dort wie fernes Meeressbrausen mählig zu verebben.

Dieser Schrei schiedte auch den Zwölfer aus seiner Ruhe. Er wurde wieder hoch und äugte zum See hinunter. Auch das Rudel unterbrach das Aeseln, und die Rauscher der Tiere richteten sich dorthin, woher der Schrei kam. Der Plaghirsch legte darauf das Geweiß ein, und sein Kampfsgrölle zürndte in die Nacht. Der andere aber gab ihm Antwort. Noch frecher und herausfordernder als dorthin war sein Schrei. Da erschauerten selbst die Wipfel der sturmgeübten Lärchen, und das Schilf am Seeufer duckte sich wie unter Geißelstößen.

Der Plaghirsch aber kannte weder Furcht noch Grauen. Alle hatte sie ihm weichen müssen, und nun, nach Wochen voll Kampf und Sieg, wagte da ein Fremdling noch, ihn zu höhnen und herauszufordern. Eiferfüchtig umkreiste er wieder das Rudel wie zu Anfang der Brunst. Seine Läufe peitschten den Boden, und seine Waffen zerklüngen im Grimm einen Wackelkrausch, daß weiße Narben leuchteten. Was kümmerte ihn jetzt noch das Rudel? Seine Aufgabe war erfüllt. Seine Urkraft und Wohlgestalt, all seine gesunde Wasse hatte er vererbt. Mochten nur die Lungen nehmen, was von des Herren Tische fiel.

Wieder der Schrei wie aus der Brust eines Dämonen. Wieder die Antwort: „Oh, oh, oah, oah!“ Dann wechselte der Hirsch zu Tal zum Kampfe mit dem Dämon der Finsternis.

Ungestim drang er durch Ginster und Jung-holz, durch Geröll und braujendes Wildwasser. Jetzt stand er am See, ein Bild alles beherrschender Kraft und Wildheit. Der Wind spielte in seiner braunen, zottigen Mähne und wühlte im straffen Saar der Dede. Des Mondes bleiches Licht aber stand gleichend auf den blitzenden Enden des mächtigen Geweißes. Ueber dem See, auf dem die Nebel der Nacht brauten, lag geheimnisvolles Schweigen.

Bedächtig schritt der Hirsch ins Wasser. Das kühlte zwar sein heißes Blut, aber nicht den Grimm seines Herzens. Wieder schrie der Dämon, und die Antwort blieb nicht aus. Eine innere Stimme mahnte den Hirsch zwar zur Umkehr, doch er achtete ihrer nicht und warf sich mit jähem Sprung in die aufwallende Flut.

Nur der Kopf mit dem stolzen Geweiß ragte daraus hervor. Bald verschwand der Hirsch im Nebel, nur das aus dem Windfang dringende Schnauben verriet seinen Weg. Schlingpflanzen hechelten nach den rudernden Vorderläufen, aber die wilde Kraft derselben geriet das Hindernis wie Spreu.

Am jenseitigen Ufer schüttelte sich der Hirsch das Wasser aus der Dede und schritt darauf zwischen himmelanstrebenden Nadelholzstämmen der Bergeside zu, auf der er den Gegner vermutete. Je höher er stieg, um so mehr lichtete sich der Nebel, und bald lag die reißbedeckte Heide vom Mondlicht umflutet vor ihm.

Vom Gegner keine Spur. Selbst ein herausfordernder Kampfsruf blieb unbeantwortet. Es schien, als habe die Kampfanlage des Zwölfers ihn eingeschüchtert und vertrieben.

Da, drang nicht dort aus den Kiefern zur Rechten ein leises Knicken und Knacken? Der Zwölfer hatte eben seine Laufschere dorthin gerichtet, da brauste der Lärche, vom Wüdder der Suche bekrusete Gegner heran, um mit über-raschendem Angriff dem Plaghirsch die blanke Waffe ins Leben zu stoßen. Den warf es herum, den Stoß aufzufangen, und prasselnd schlugen die gewaltigen Geweiße aufeinander.

Sin und her wogte der Kampf. Die Gegner lösten sich und prallten wieder zusammen. Ihre Läufe narbten den Boden, Büsche splitterten und brachen, Stäbchen und Nadeln begleiteten den Kampf auf Tod und Leben.

Der Dämon trug ein Geweiß ganz eigener Art. Keine Krone lag als Schmuck auf dem ab-normen Gebilde, doch unterarmlange, speerspi-ge Enden züchte es dem Plaghirsch vom Seidufers des Sees entgegen.

Wieder maßten sich die Kämpfer mit haß- und wuterfüllten Lichtern. Heißer Atem stieg wie Nebelsäulen aus den geöffneten Aesern, wie

Wurzelschänge vibrierten ihre Sehnen und Mus-keln, als die gewaltigen Tiere von neuem zu-sammenprallten.

Da glitt der Zwölfer auf einem glitschigen Stein aus und sank in die Vorderhand. Blitz-schnell ruckte der Dämon die günstige Gelegen-heit. Er löste sich unermüdet vom Gegner und bohrte mit satanischer Wildheit sein Geweiß in die Dünungen des Plaghirsches. Doch der raffte sich auf und ging aufs neue in Abwehrstellung. Im Geheide fühlte er jetzt den Brand der tödlichen Wunde, und seine Läufe durchlief ein Zittern und Beben. Da wandte er sich langsam zum See zurück, ohne daß der Gegner es wagte, ihm zu folgen, doch dessen giftigster Siegessruf gab ihm das Geleit.

Jetzt stand er am Wasser — doch ehe er hineln-stieg, wandte er sich noch einmal zurück, um mit röhrender Stimme den Schrei des Unholdes zu be-antworten. Dann begann er, das eiskalte Wasser zu durchdringen.

Und wieder hechelten Kalmus- und Seeroien-stengel nach seinen Längen, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Und als er das Hindernis endlich hin-ter sich gebracht und tieferes Wasser gewonnen hatte, war er zu Tode erschöpft. Vor seinen Lich-tern tanzten rotgrüne Flammen, sein sonst so sicherer Orientierungssinn ließ ihn die Richtung zum südlichen Seeufer nicht mehr erkennen und angsterfüllt irrte er im Wasser umher.

Es wurde dunkel um ihn. Seine Lichter quol-len aus den Höhlen, und röhrende Atemstöße ent-rangen sich dumpf der gequälten Brust. Leis-plätschernde Wellen erschienen ihm hoch wie sturmepeitschte Wogen. Mehrfach schon war ihm das Wasser in Windfang und Aeser gedungen. Jetzt sank auch das stolze Haupt unter Wasser, doch noch einmal arbeitete er sich wieder empor. Seine Vorderläufe peitschten das Wasser wie die Läufe eines des Schwimmens unkundigen Hun-des. Wermals irrte er im Kreise umher, dann sank er in die Tiefe, in schwarze undurchdringliche Nacht.

Am Seidufers des Sees schrie der Achter mit dünner, knabenhafter Stimme. Vom Nordufer drang der wilde Schrei des Dämonen. Wie der Hall einer von Riesenhänden gerührten, zerbroche-nen Trommel rollte der Wistön über den See zu den jenseitigen Bergen und Wäldern. Ueber das feuchte Grab des Zwölfers ruderte eine Enten-schar, und von einer Felsenwand drang des Uhus dumpfe Totenlage um den König der Wälder.

Brüder / Eine Erzählung aus der Gegenwart von Marie Luise Maier-Tillessen

Sie waren Zwillingenbrüder gewesen und hat-ten sich innerlich und äußerlich geglichen wie ein Ei dem andern. Welch tolle Verwicklungen hatte es von Kindesbeinen an gegeben! Wie oft hatte Otto für Runo die Socken vom Vater stramm gezogen bekommen, wie oft heulte die Mutter am verkehrten Ende die verdiente Tracht Prügel noch mit einem Zuckerle. In der Schule war es nicht anders, und wenn einer zur Entschuldigung an-fing: „Herr Lehrer, das war mein Bruder!“ So pflegte der trocken zu antworten: „So mach du es mit ihm aus, ich kenn euch nicht voneinander!“

Der Vater der beiden war Bergmann, sein Vater schon war es gewesen, was Wunder, daß er sich stets wünschte, seine beiden Jungen möchten auch der Familienüberlieferung treu bleiben. Und siehe, die Freunde an blinkenden Erzsteinen und schweren Kohlenbroden, am klaren Bergwasser, das in der Tiefe seine Wiege hat, und an seltenen Kräutern, deren Wurzelsäfte im Erdgrund ver-anfekt sind, kam bei den beiden früh zum Aus-bruch, und als die Schulzeit um war, gab es nur einen Weg zum Leben für sie beide: Bergmann sein, Schatzgräber des Volkes. Da der Vater noch ein rüstiger Mann geblieben war, trotzdem ihm die Buben schnell nachwachsen, konnte er selbst noch im Vergewert mitarbeiten, und es war wirk-lich ein schönes Bild der Arbeit, wenn früh-morgens die drei hochgewachsenen Männer noch einmal an der Gartentür haltmachten und fröhlich der Mutter zuwinkten, die ihnen stolz nachsah.

Und dann kam plötzlich die Zeit, wo der eine der beiden Brüder stiller wurde, einsilbig, mürrisch auf Fragen und Bitten der Seinen. Dann und wann hörten sie ihn etwas murren, das hieß „Maulwurfsbaein“ und „hinter dem Mond leben“ und „nie über die Kirchturnspitze des alten Dorfes hinaussehen dürfen.“ Umsonst suchte der Vater Brüden zu schlagen, umsonst wehrte die Mutter dem Jermeh durch verdoppelte Fürsorge, umsonst schlug ihm sein Bruder auf die Schulter: „Du — Bruderherz — wir wollen doch zusammen-halten!“ An einem Morgen lag neben seinem Bett ein Briefkettel: „Ich setze mich nach der weiten Welt. Einmal komme ich wieder. Vergesst mich nicht und seid nicht böse. Euer Otto.“ Und weite Welt war zweimal unterstrichen. Stumm las es der Bruder Runo, es meinte die Mutter, der Vater sprach: „So wollen wir ihm seine kleine Welt erhalten, bis er wiederkommt.“ Sie gingen zur Arbeit.

Aber manches Jahr verging übers Wieder-kommen. Sin und wieder kam ein kurzer Karten-gruß aus einer fremden Hafenstadt, von einem hohen Berg, von einem Schiff auf fernen Meeren. Manchmal monatlang nichts.

Wie ein Gewitter brach über das Vaterland der Krieg. Runo stand vor den Eltern, abschie-dnehmend. „Lebt wohl und grüßt Otto, denn ich weiß, daß er nun bald kommt!“ Der Vater schaffte für drei.

Wie die traurige Nachricht kam, die ihn fast zu Boden drückte. Gefallen in Polen als deutscher

Heid. Die Mutter war schmal und still geworden, schloßweh ihr Haar, aber aus dem Opfermut des einen Sohnes wuchs ihr Glaube an die Wieder-kehr des zweiten. Auch der Vater nannte immer wieder Ottos Namen. Wieder kam ein Feldpost-brief. Aus einem Lazarett im Osten:

„Geehrter Herr Hansen!
Im Auftrag Ihres Sohnes Otto schreiben wir Ihnen. Er kämpfte als Freiwilliger um die Ehre der Heimat, bis ihn eine Kugel aus dem Hinter-halt niederstreckte. Aber er wird es durchziehen, wenn er weiß, daß sein Daheim auf ihn gewartet hat über viele Jahre, die er schwieg. Wollen Sie Ihren tapferen Jungen nicht zu sich holen? Tüch-tige Bergleute gehören auf die Erde und sollen nicht aus Sterben denken.“

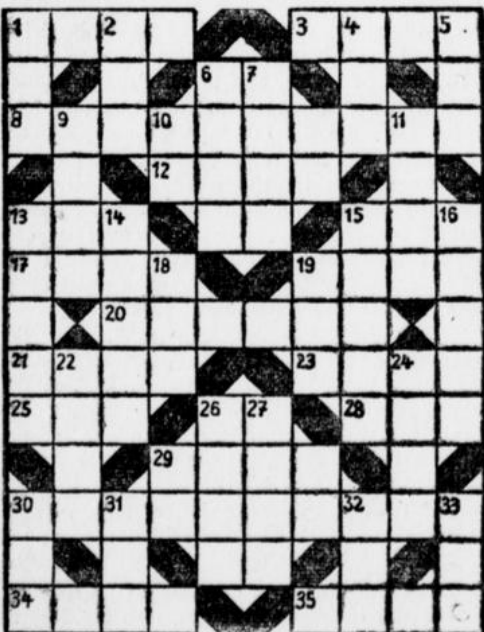
So kam die alte Mutter und der Bergmanns-vater doch noch zu einer Reise in die weite Welt, denn es war schon ein gutes Stück bis zu jenem Reservelazarett. „Willkommen...“, sagte die Mutter, als sie an sein Bett trat. „Daheim“, fuhr der Vater fort. „Ich weiß, daß Runo nun weit fortgegangen ist“, sprach langsam der Vermundete. „Laßt mich den zerbrochenen Ring wieder schlie-ßen.“ Drei Hände schlossen sich ineinander, und fast zugleich fiel ihrer aller Blick auf ein Spruch-bild, das hart über dem Bett des Soldaten an der Wand hing. Darauf standen Worte Gerd Focks, des Dichters, der selbst sein Leben in der Schlacht am Stagerat für Deutschlands Zukunft. Und während die drei Menichen diese Worte lasen, kam ihnen die leuchtende Erkenntnis, daß der Tod nie Sieger war, mo die Liebe herrscht.

Diese Worte hießen:
„Die Toten sind nicht tot: sie gehen mit, unsichtbar sind sie nur, unhörbar ist ihr Tritt.“



Toten Sonntag Bruno Wiener (Deike M.)

Rätsellecke



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Theaterplatz, 3. Insekt, 8. Feiertag vor Ostern, 12. Blutgefäß, 13. Ge-wässer, 15. Kurzname einer brasilianischen Hafen-stadt, 17. Kuchengewürz, 19. Papiermaß, 20. Teil des Stillen Ozeans, 21. vertonte Poesie, 23. Rauchfang, 25. Hausflur, 28. unbestimmter Arti-kel, 29. staatliche Einrichtung, 30. Teil des Fahr-rades, 34. Zahlwort, 35. Schulfeiertag.
Senkrecht: 1. Mündungsarm des Rheins, 2. geflochten, 4. Furchtlosigkeit, 5. unbequem, 6. be-wohnter Planet, 7. Steinkohlenbrennzeugnis, 9. Gebetsruf, 10. Verkürzung auf Briefanschrif-ten, 11. Lied der Oper, 13. Fluß in Thüringen, 14. Metall, 15. Rede, 16. Himmelsgegenb, 18. Kurzform für eine Himmelsrichtung, 19. Schiffe-kommando, 22. Geisteskrank, 24. glorreicher Er-folg, 26. Blume, 27. Nordosteuropäer, 30. pol-nischer Fluß, 31. afrikanischer Strom, 32. unge-bracht, 33. manganreicher, harter Stahl.

Es w Ein Unteroffizier

PK. Er war zum Frankreich wieder zu Stiefeln ging er in her und fühlte sich wo er daheim war der Unteroffizier Frau, nicht mehr in in seinem kleinen Gemeinschaft seiner Frontgemeinschaft, Ewigkeiten in jener man betrachtete das hier zu Hause jetzt hatte einen anderen

Der Junge schied mit den blauen A ja nichts entgeht. sein Bild wanderte der Unteroffizier auf sich dem Gesicht war, und in dem, Erlebnis in Frank

Als sie am Abes Frau und der Jun rauchte und wie f wollte der Junge, von Frankreich, vo gen und von dem.

Der Unteroffiz an, und sein Bild dann weg, fort au behaglichen Ruhe er in Frankreich

Er dachte, der gängigste Geschi gens vorstellten, w etwas von leuchte ten wissen, und Rudolf, daß er so hatte, obwohl er st anden hatte. E hafte alle Fellen tende Draufgänger wollten, als vieln erfüllen und lofen Einsatz gra den worden war.

Der Unteroffiz den im Wald von an einem kleinen feinen Pfefferling hatte.

Es war merkw während man hie nen in der alten danken damals in daheim und dem guten Wünschen, hatte, sie nicht w

Und der Unt ihm das Bild w Wald von Morn seine Stimme de er erzählte, er se Jungen, nicht de — es brach aus nicht vergessen n

„Wir Krabst jagten auf einer voraus, die den das dort stehende zu entlasten. Da und wir hatten Der Fahrtwind tauchte ein Wal Wald, der nicht kam das Reiche schiken nach vo Aus dem W Einschlüge von an der Straße Straßengraben waren die Spitz



Fort de Jou das Doubs

Es war im Wald von Mormal

Ein Unteroffizier erzählt seinem Sohn ein Kampferlebnis aus Frankreich - Von Kriegsberichterstatter v. Stackelberg

PK. Er war zum erstenmal seit dem Krieg gegen Frankreich wieder zu Hause. Mit seinen schweren Stiefeln ging er in seiner kleinen Wohnung einher und fühlte sich noch ein wenig als Gast dort, wo er daheim war. Wie lange war das schon, daß der Unteroffizier Rudolf nicht mehr bei seiner Frau, nicht mehr in seiner Wohnung, nicht mehr in seinem kleinen Wirkungskreis, sondern in der Gemeinschaft seiner Kameraden, in jener grauen Frontgemeinschaft, zu Hause war! Man schien seit Ewigkeiten in jener anderen Welt zu leben, und man betrachtete das alte, einst so gewohnte Leben hier zu Hause jetzt mit ganz neuen Augen, ja man hatte einen anderen Blick mitgebracht.

Der Junge schien das zu merken. Er musterte mit den blanken Augen des Zwölfjährigen, denen ja nichts entgeht, immer wieder den Vater, und sein Blick wanderte von dem Band des CK, das der Unteroffizier Rudolf auf der Brust trug, hin auf zu dem Gesicht des Vaters, das braungebrannt war, und in dem, wie es dem Jungen schien, das Erlebnis in Frankreich eingetragen war.

Als sie am Abend beisammensahen, Rudolf, die Frau und der Junge, als der Vater eine Zigarre rauchte und wie früher in seinem Stuhl saß, da wollte der Junge, daß der Vater erzählen sollte, von Frankreich, von dem Land dort, den Schwarzen und von dem, was der Vater erlebt hatte.

Der Unteroffizier Rudolf sah seinen Jungen an, und sein Blick wurde ernst dabei und wanderte dann weg, fort aus dem kleinen Zimmer, aus der behaglichen Ruhe des Zuhause zurück zu dem, was er in Frankreich erlebt hatte.

Er dachte, der Junge will jetzt eine draufgängerische Geschichte hören, so wie sie sich Jungen vorstellen, wenn sie an Krieg denken, er will etwas von leuchtenden Taten, von Heldengeschichten wissen, und dabei meinte der Unteroffizier Rudolf, daß er solche Geschichten gar nicht erlebt hatte, obwohl er in Frankreich seinen Mann gestanden hatte. Er fühlte dabei, daß dieser sieghafteste aller Feldzüge nicht so sehr durch leuchtende Draufgängerthaten, wie sie Jungen hören wollten, als vielmehr durch das harte Pflichten-erfüllen und den schlichten, aber bedingungslosen Einsatz grauer, einfacher Soldaten entschieden worden war.

Der Unteroffizier Rudolf dachte an jene Stunden im Wald von Mormal zurück, in denen alles an einem kleinen Faden gehangen hatte, so daß er seinen Pfifferling mehr für sein Leben gegeben hatte.

Es war merkwürdig, jetzt daran zu denken, während man hier geborgen und still mit den Seiten in der alten Wohnung saß — wie seine Gedanken damals in schnellen Zuckungen zu der Frau daheim und dem Jungen gelaufen waren, mit guten Wünschen, wie Gebete, weil man geglaubt hatte, sie nicht wiederzusehen.

Und der Unteroffizier Rudolf erzählte, so wie ihm das Bild wieder aufstieg, diese Stunden im Wald von Mormal, und er merkte nicht, wie sich seine Stimme verändert hatte, er merkte kaum, daß er erzählte, er sah nicht die großen Augen seines Jungen, nicht den Blick der Frau, der an ihm hing — es brach aus ihm heraus, ein Erlebnis, das er nicht vergessen würde.

„Wir Kradschützen der Aufklärungsabteilung jagten auf einer geraden Landstraße der Division voraus, die den Auftrag hatte, am Escant-Kanal das dort stehende, hart bedrängte Schützenregiment zu entlasten. Das Land war flach, die Straße eben, und wir hatten unseren Maschinen Gas gegeben. Der Fahrtwind piffte uns um die Ohren. Vor uns tauchte ein Wald auf, ein niedriger, graugrüner Wald, der nicht sehr groß zu sein schien. Plötzlich kam das Zeichen: Stopp! „Gerät frei! — Kradschützen nach vorne!“

Aus dem Wald piffte es uns entgegen, und die Einschläge von Granaten saßen rechts und links an der Straße im Ader. Ich arbeitete mich im Strahengraben nach vorne, auf den Wald zu. Wir waren die Spitze und sollten mit zwei Panzerspäh-

wagen und einer Pat auf den Wald zu weiter vorstoßen. Das Feuer wurde immer heftiger. Querschläger gingen über uns hinweg, Maschinengewehre takteten und dazwischen Einschläge feindlicher Artillerie.

Ich hatte ein Maschinengewehr auf dem Rücken und hinter mir noch zwei Mann. Wir kamen an den Wald heran — ein wenig leuchtend von der Last des Maschinengewehrs und dem Kriechen im Strahengraben. Die Pistole klemmte sich entschert in der Hand. Wir sollten durch den Wald hindurch bis zu seinem Nordwestrand vorstoßen. Die Nachmittagssonne malte zwischen den Zweigen bunte Flecke auf den Waldboden, und es war hierhin schon dümmert. Man wußte nicht, ob nicht hinter jedem Busch ein Feind nistete, man wußte nicht, woher das Feuer dorthin gekommen war, es war alles recht unheimlich.

So kam ich an eine Stelle, an der sich zwei Waldwege kreuzten. Baum für Baum als Deckung ausnützend, sah ich plötzlich an der Kreuzung vor mir einen unserer Soldaten liegen, der offenbar verwundet war. Ich wollte gerade auf ihn zulaufen, da — es war eine kaum wahrnehmbare Bewegung, die der andere anscheinend mit letzter Kraft ausführte, — deutete der auf einen Busch, der kaum weiter als zehn Meter entfernt war, als ob er mich warnen wollte.

Ich blickte dorthin, und im selben Moment — es war keine Sekunde zu früh — warf ich mich auf die Erde, denn dort im Busch hatte ich eine Bewegung zu sehen geglaubt und so etwas wie den Lauf eines Maschinengewehrs. Und das war richtig gewesen, denn im selben Moment piffen mir auch schon MG.-Garben über den Kopf weg. Ich preßte mich so flach wie möglich an die Erde und war durch einen kleinen Erdbügel gedeckt.

Ein paar Schritte neben mir lag der Verwundete. Ich mußte zu ihm hin.

Vorsichtig nestelte ich eine Handgranate los, machte sie fertig und warf sie dann schnell aus meiner Deckung heraus auf den Busch. Staub spritzte dort auf — eine Wolke — und ich sprang zu dem anderen hin, sprang mit zwei schnellen Sätzen, riß ihn hoch und holte ihn zurück hinter meine Deckung.

Ich versuchte mein Maschinengewehr in Stellung zu bringen. Vorsichtig, tief an den Boden gepreßt, machte ich es fertig. Drüben im Busch schwieg das MG. Ich schloß trotzdem in die Richtung, doch kaum war meine erste Garbe heraus, da krachte es um mich herum, und ein schwerer Ast, den eine Sprenggranate abgerissen hatte, fiel über mich und mein MG.

Die Tarnung war zwar gut, aber das Buschwerk lag so unglücklich über mir, daß ich mein MG nicht mehr bedienen konnte und die Zweige über mir bei jeder Bewegung schwankten.

Jetzt schoß auch das MG aus dem Busch gegenüber wieder. Ich sah flüchtig zwischen den Blättern ein braunes Gesicht — es waren Schwarze, die mir gegenüber lagen.

Jetzt aber — wie vom Himmel geschickt — begann unsere Pat hinter mir den Busch aufs Korn zu nehmen. Schuß auf Schuß zerrissen Sprenggranaten die Blätter und Aeste dort. Hart über mich hinweg piffen die Granaten und explodierten vor mir mit scharfem Krachen. Wenn die bloß nicht zu kurz schossen!

Ich lag wie in einer Mausefalle zwischen zwei Feuern unter dem Astgewirr. Das Herz schlug wild und mir ward heiß. Meine Hand umklammerte die Pistole. Jeden Augenblick konnten die Schwarzen drüben angreifen.

Ich mußte aus dieser Klemme heraus. Ganz vorsichtig nahm ich meinen Stahlhelm ab und schob ihn, um den Gegner zu täuschen, über den Rand meiner Deckung ein wenig hinaus. Dann arbeitete ich mich, den Verwundeten hinter mir herziehend, so vorsichtig es ging, aus dem Astgewirr heraus.

Das Maschinengewehr war wohl durch die Pat erledigt, denn es schoß nicht mehr, aber während ich mich zurückzog, bedrückte Bewegung auf Be-

wegung machend, schob sich ein neues Maschinengewehr ein paar Meter neben den Busch, in dem das andere gesteckt hatte, heraus und mit hellem Singen flogen die Geschosse an mir vorüber.

Ich lag wieder bewegungslos am Boden. Was es denn keine Möglichkeit, aus dieser Klemme herauszukommen? Die Minuten, die ich hier gelegen hatte, schienen mir wie Stunden. Ich machte meine letzte Handgranate fertig, zog sie ab und warf sie dorthin, wo das neue Maschinengewehr sein mußte. Während die Handgranate drüben auseinanderplatzte, schleppte ich mich mit dem Verwundeten ein paar Schritte zurück und warf mich dort in einen Strahengraben.

Hatte ich mit meiner Handgranate getroffen? Ich sah angestrengt dorthin, wo das Maschinengewehr gewesen war — ich konnte nichts mehr erkennen, und es war inzwischen hier im Wald auch noch dämmeriger geworden. Die Sonne mußte wohl am Untergehen sein, und die Blätter bildeten einen dichten Vorhang. Aber Himmel nochmal, was war das? Dort, wo das Maschinengewehr gewesen war, bewegten sich die Blätter, und den Waldweg entlang schob sich aus den Bü-



Panzerwagen in unwegsamen Gelände (PK.-Kaiser, Weltbild / M.)

Warten und Schweigen

Wenn der Mann auf Urlaub nach Hause kommt

Zehn Tage hat der Soldat Urlaub bekommen; zehn Tage wird die Frau den Mann, das Kind den Vater wiederhaben. Zehn herrliche lange Tage, die ausgekostet werden sollen bis zur Reize.

Wir wollen hier nicht von den Vorbereitungen sprechen, die den ganzen Haushalt auf den Kopf stellen, überhaupt nicht von äußeren Geschehnissen. Hier soll von der Erwartung die Rede sein, von der erfüllten und der — enttäuschten Erwartung.

Die Heimkehr ist ein großes Fest, und wenn der Soldat auch das neue alte Leben in häuslicher Gemütlichkeit voller Behagen aufnimmt, mehr noch wärmen ihn die strahlenden Augen von Frau und Kind — solange sie ohne Fragen sind. Eine wahre Weihnacht ist eine solche Heimkehr. Sie kann Tage dauern oder Stunden, sie dauert meist so lange, bis die Frau fragt: Wie war der Krieg?

Wäre es Reugier, was die Frau fragen läßt, würde der Mann sie ertragen, so wie er die absichtslos sachlichen Fragen der Kinder erträgt: „Wieviel Engländer hast du totgeschossen, Vati, und wieviel Franzosen? Waren auch Schwarze dabei?“ Diesem unsentimentalen Wissensbedürfnis, das nichts über seine Anteilnahme erfahren will, ist er gewachsen. Nicht jedoch der Frage der Frau, denn sie fordert mit ihr ihren Teil an seinem Erlebnis, den Teil, der ihr in einer guten Ehe zusteht, und den er nicht geben kann — noch nicht. Es sind nicht die Schlechtesten, denen der Mund bislang verschlossen ist.

Und so geschieht es wieder und wieder, daß gerade dann, wenn die Frau — mit dieser Frage — in seine engste Nähe rücken will, den Mann die oft nicht mehr zu überwindende Fremdheit überfällt. Denn diese Frage stößt ihn unwillkürlich dorthin zurück, wo er heute seine größte Sicherheit — und die Geborgenheit vor dieser Frage weiß, in den Kreis der Kameraden. Daß das in einem Augenblick geschieht, in dem sich seine große Sehnsucht verwirklichen sollte, die Sehnsucht nach Frau und Familie, die ihn nie so ausschließlich erfüllt hat wie in dieser Zeit, da er dem Kriege gibt, was des Krieges ist, überkommt ihn wie ein Verhängnis. Noch kann die Frau den Urlaub retten, wenn sie Herz und Mund zügelt und dem Heimtenden durch Schweigendes Warten — in Worten und Mienen — die Unbefangenheit zurückgibt, so langsam den Ring schmelzend, den Todesbereitschaft, Kampferleben, Disziplin und Männerkameradschaft um ihn geschlossen haben.

men heraus etwas Graues, Großes: Ein feindlicher Kampfswagen.

Groß und grau rollte er brechend und knackend wie ein Urwaldgetier auf mich zu. Ich lag wie gelähmt in meinem Graben, sah jede Raupe der Ketten, sah sie über den Waldboden abrollen — immer näher, sah die Kanone schwenken, und ich konnte nur eins tun, mich an den Boden pressen, denn ich war völlig machtlos und winzig klein.

Ob die Patbesetzung hinter mir den feindlichen Panzer schon gesehen hatte? Warum schossen sie nicht? Der Panzer war auf zwanzig Schritte auf mich zugerollt. Neben mir der Verwundete lag in sich gekrochen stumm da, er mußte ohnmächtig sein. Ich sah, wie der Panzer den Turm schwenkte. Es war wohl aus. Und da dachte ich an zu Hause, dachte, daß ich wohl nicht zurückkommen würde, und die Bilder zuckten mir durch den Kopf, die Gedanken jagten einander. Ich suchte so stark an zu Hause zu denken, daß ihr es merken würden, und ich sah den Wald ringsumher, den fremden, französischen Wald. Aus, war alles aus? Es war merkwürdig, daß mein Herz jetzt ruhiger ging. Ich lag regungslos da.

Und dann, dann krachte es plötzlich, krachte wild und zerfetzend, und ich wußte nicht, woher es gekommen war, wußte nicht, ob es Einschlag oder Abschuß bedeutete, war nur zusammengekauert und hatte den Kopf tief in das Waldbraut gesteckt, denn das Krachen hatte geklungen, als ob es mir selbst gegolten hätte. Als ich den Kopf wieder hochriß, da schien es mir unfassbar, daß ich noch da war und — vor mir — war es Wirklichkeit? — stand auf fünfzehn Meter der französische Panzer, stand still und eine Stichflamme schlug aus ihm heraus.

Ich war gerettet. In der letzten Minute noch, in der allerletzten Minute hatten meine Kameraden an der Pat den Panzer erledigt, und das, was ich dachte und fühlte, diese Befreiung ist nicht zu beschreiben. Ich sprang auf und rannte zurück, zu denen an der Pat und schleppte mit mir den Verwundeten mit, der von dem Blutverlust ganz weiß im Gesicht war.

Und jetzt, wo alles überstanden war, begann ich zu zittern — ich konnte nichts dagegen machen. Der dünne Faden, der kleine dünne Faden, an dem alles gehangen hatte, war nicht gerissen! —

Das Waldgelände von Mormal, südostwärts Valenciennes, wurde dann gründlich durchgefäht und vom Feinde gesäubert. Ich brauste auf meinem Krab weiter, mit meinen Kameraden der Division voraus, durch französisches Land, und es war gut, den Fahrtwind zu spüren, gut, den Motor zu hören, denn alles klang nach Leben, und Leben ist schön!

Der Unteroffizier Rudolf brach ab mit seiner Geschichte, und die Augen des Jungen waren groß. „Na, das war so eine Geschichte aus Frankreich“, sagte Rudolf. Und er sah sich in dem kleinen Zimmer um, so, als ob er sich wieder zurechtfinden mußte.

Wie hatte man damals im Wald von Mormal an dieses Zimmer und an die beiden hier, die Frau und den Jungen, gedacht!

Es ist schwer, dieses Warten, denn was sind zehn Tage, kurze zehn Tage, wenn Monate des Meinfeins vorangingen! Gelingt es jedoch in dieser Zeit, den Mann aufzuschließen, wird das Glück für beide große sein. Denn der Mann will ja im Grunde vor allem seiner Frau sein härtestes Erlebnis mitteilen, nur den Anspruch vertritt er nicht, am wenigsten dann, wenn sein Erleben sich aus ihrer Geduld formen und fertigen soll. Ob er das Wort finden wird, hängt schließlich noch davon ab, wie weit die Frau bereit ist, den Mann zu lassen, denn wie kann er ihr mit der ganzen Offenheit entgegenkommen, die sie erwartet, wenn er weiß, daß sie dadurch nichts anderes als feste Mahlsätze für ihre Sorgen gewinnt. Eine Frau, die nicht das nötige Vertrauen in ihr Schicksal hat, sollte vor Ende des Krieges überhaupt keine Fragen stellen.

Leider wird gerade sie es sein, die ihre Angst durch ein tröstliches Wissen betäuben möchte. Sie wird nie begreifen, warum der Mann sich ihren Fragen entzieht, Fremden aber sachliche Einzelheiten erzählt. Sie wird seine Abwesenheit spüren und sehen, wie der Gedanke an die Front ihn belebt. Begegnet er am Bahnhof gar noch Kameraden, die ihn wieder ganz in ihren Kreis ziehen, dann muß sie froh sein, wenn er noch Zeit zu einem flüchtigen Abschied findet.

Hier nach einer Schuld zu suchen, dürfte falsch sein. Der Mann vermag kaum anders zu handeln, und die Frau folgt sehr natürlichen Regungen. Trotzdem wird es gut sein, wenn die Frau sich für den Urlaub eine doppelte Verantwortung zuzieht. Sie wird gut daran tun, sich innerlich auf diesen Besuch genau so vorzubereiten wie äußerlich. Ihr ist es aufgegeben, behutsam zu sein; der Mann wird die Größe des Gefühls auch in der Beherrschung zu spüren wissen. Weil seine Liebe in der Ferne größer und inniger geworden ist, wußt sie sich ungemittelt verwirklichen.

Es gilt, ihr den offenen Raum zu schaffen, in der sie sich ohne Störung von außen ansprechen kann. Außen ist in dem Augenblick, in dem der Soldat den Menschen erblickt, dem er mit neuer Unmittelbarkeit zutreibt, jedes andere Erlebnis, auch das des Krieges. Das Losgelöste des Krieger-schicksals muß von der Frau auch beim Urlaubserfarkt sein. Vermag sie sich in dieser Welt zurechtzufinden, vermag sie den Urlaub zu einem einzigen Kraftquell für den Mann zu gestalten.

Dr. Magda Menzerath



Fort de Joux bei Pontarlier: Festungsgürtel mit Burgkapelle des Forts, im Hintergrunde das Doubsstal (PK.-Hochscheid, Weltbild / M.)

„Sie gehen mit, hörbar ist ihr Tritt.“



Wiener (Deike M.)



Ein Seeadler fliegt zu seinem Horst (Bavaria-Filmkunst-Hege-v. Loewenstein / M.)

Der Mann, der den Hut verlor

Eine heitere Geschichte von Heinz Heynig

Ein Pfiff! Und schon brauste der Vorortzug himmelnd um die letzte Waldecke.

Viola zog ein blitzsauberes Taschentuch aus ihrer Gartenschürze, warf eine Haarsträhne aus der Stirn und winkte. Vor lauter Eifer kam ein freudiges Leuchten in ihr Gesicht. Das stiedte natürlich an. Frau Rosalie Klahrmann erhob sich von einem Erdbeerbeet, tat es ihrer Tochter gleich. Und Profurst August Klahrmann stand breitbeinig inmitten seines Grundstücks und blies, als wolle er die Lokomotive zum Wettstreite herausfordern, die Rauchschwaden seiner Zigarre in die Luft.

Neidlos muß zugestanden werden, daß diese Klahrmannschen Regungen ein fröhliches Echo fanden. An den Fenstern des Zuges wurde es lebendig wie morgens an den Kassenschaltern eines Postamtes. Taschentücher wurden geschwenkt, ein junger Mann winkte mit dem Hut, ein anderer besah sogar die Kühnheit, einen Handtuch in Richtung der Klahrmannschen Frauen zu werfen. Dies gab den Anlaß, daß die junge Viola lachte, Frau Rosalie aber für einen Herzschlag lang die Augen schloß. Gerade als sie sie wieder öffnete, entglitt dem einen jungen Mann der Hut. Sofort bemächtigte sich der Wind der leichten Beute, ließ sie einige Kapriolen schlagen und trug sie dann auf einen Klahrmannschen Rhododendron.

August Klahrmann lachte herzlich, der Frohsinn seiner Rosalie hingegen schwand, fühlte sie sich doch irgendwie schuldig. Viola zeigte oder verbarg ihre Empfindungen, indem sie unaufhörlich winkte, so lange, bis der Vorortzug in die nächste Kurve zuckte. Dann blickte Viola stumm vor sich hin, als wäre plötzlich Traurigkeit in ihr junges Herz gefallen.

„Viola...“, rief die Mutter. Sie wollte sie auf den Hut hinweisen, „Viola!“ Keine Antwort! Da ging die Mutter auf die Tochter zu und fragte: „Was ist, Viola?“

„Nichts...“, kam zögernd die Antwort.

„Aber, sag doch schon, warum du traurig bist!“

„Ich bin so allein...“

„Aber, Viola, das brauchst du ja nicht. In unserem Bekanntenkreise sind doch viele nette junge Leute...“

„Die mag ich nicht!“

„Viktor Scholz aber magst du wohl gern leiden?“ fragte die Mutter drohend.

„Ja!“ antwortete Viola trotzig und hob den Kopf. „Du kennst ihn ja nicht, hast ihn nie gesehen...“

„Ich habe mit meiner Mutter eine Auseinandersetzung gehabt, das genügt mir!“

„Was kann Viktor dafür?“

Frau Rosalie warf der Tochter einen zornigen Blick zu und rauschte zum Gurkenbeet, um es mit Essigwasser zu begießen, denn sie beabsichtigte, recht bald saure Gurken zu ernten.

Nicht sehr lange dauerte es, da klopfte ein junger Mann an die Gartentür und trat unbekümmert ein. Er ging auf August Klahrmann zu, murmelte einen Namen in das barlose Kinn und bat um seinen Hut. Da er aber sah, wie der alte Herr sich abmühte, ein paar Latzen an den Zaun zu schlagen, nahm er ihm den Hammer aus der Hand und tat die Arbeit mit festen Schlägen. Er verstand es, noch ein paar kluge Worte anzurufen, und schon hatte er bei August Klahrmann einen kleinen Stein im Brett.

Da Rosalie gerade zum Vier-Uhr-Rücken lief, sah sie Klahrmann den jungen Mann unter und schleifte ihn zu seinen Frauen.

„Das ist der Mann, der den Hut verlor“, stellte er ihn vor.

Frau Rosalie lud ihn mit einer höflichen Wendung zum Essen ein. Viola aber nickte nur ganz oben hin, tat ihren Mund nicht auf und würdigte den jungen Mann während der ganzen Mahlzeit kaum eines Blickes.

„Der Mann, der den Hut verlor“ zeigte sich sehr unterhaltsam und machte überhaupt einen

guten Eindruck. Und an der Art, wie er der Mutter den Hof machte, konnte man erkennen, daß ihm das Fräulein Tochter zu gefallen schien.

Als Viola das Gespräch ins Haus schaffte, folgte ihr die Mutter. „Zieh an“, sagte sie, „es gibt noch andere nette junge Männer. Es muß nicht gerade dieser Viktor Scholz sein!“

„Das verstehst du nicht, Mutterchen — Ach, und wenn mir der Mann, der den Hut verlor schon so gut gefallen würde, daß ich mit ihm zusammen sein möchte, dann hättest du vielleicht etwas an seiner Tante oder seinem Großonkel auszusagen!“

„Aber, Viola, wie kannst du das denken!“

„Na —“, zweifelte Viola nach.

„Bestimmt nicht!“ versicherte die Mutter. „Er ist doch ein reizenber junger Mensch!“

Viola wurde nun ausgeschiedt, den Hut aus der Rhododendronpflanzung zu holen. Der junge Mann erbot sich höflich, sie zu begleiten. Die beiden gingen stumm nebeneinander her, kamen indes nicht über die Stelle hinaus, wo die halbhohen Kirschbäume gemeinsam mit den Stachelbeersträuchern eine halbhohle Mauer bildeten.

„Da stimmt doch etwas nicht“, sagte Klahrmann nach einer Weile und ging mit Rosalie auf die Kirschbäume zu.

Als er gesehen, was er vermutet, räusperte er sich vernehmlich. Da wandte sich der junge Mann um und sagte artig:

„Verzeihung, bitte! Wir haben uns soeben verlobt!“

„Na, na“, lachte Vater Klahrmann und klopfte dem jungen Mann wohlwollend auf die Schulter. „Darauf sprechen wir noch. Aber die Lieben auf den ersten Blick sind nicht immer die schlechtesten. Nicht wahr, Mädchen?“

„Welch eine Liebesrauschung“, ließ sich Rosalie vernehmen. Bei sich aber dachte sie: Die heutige Jugend! Eben hat Viola noch geglaubt, diesen Viktor Scholz zu lieben! Und nun...

„Alles Gute, mein liebes Kind“, sagte sie zu Viola, dann reichte sie dem jungen Mann ihre Hand: „Auch Ihnen alles Gute, lieber Herr...“

„Scholz!“ half er ihr, sich verneigend, „Viktor Scholz!“ Er lächelte zwar verbindlich, sein Gesicht zeigte aber trotzdem eiserne Entschlossenheit.

Violas Herz bangte, der Vater schmunzelte befriedigt, und die Mutter stand zögernd vor dem Chaos ihrer Regungen.

Einige Augenblicke mußten sich die beiden jungen Menschen noch gedulden, dann sagte Rosalie Klahrmann: „Ihr Gauner!“ Doch in ihrer Stimme war schon viel Verzeihung.

Erzählte Kleinigkeiten

Richard Strauß hörte sich einmal den „Barbier von Sevilla“ an. Die Sängerin, die die Rosine darstellte, hatte eine ausgezeichnete Stimme, glaubte aber eigenmächtig an ihren Gesängen dieses und jenes ändern zu dürfen, um damit eine bessere Wirkung zu erzielen.

Nach der Vorstellung wurde sie mit Strauß bekannt gemacht, der sich lobend über ihre Darstellungsfähigkeit und ihren Gesang äußerte.

„Aber sagen Sie mir bitte, mein Fräulein: Von wem war eigentlich die Musik?“ begehrte Strauß zum Schluß zu wissen.

Der Komponist Bernhard Scholz war mit Brahms eng befreundet.

Einmal legte Scholz dem Meister ein neues, von ihm komponiertes Musikstück mit der Bitte um Beurteilung vor. Brahms schaute sich die Arbeit lange und eingehend an. Dann befühlte er prüfend das Notenpapier und sagte:

„Nun verrate mir mal, Bernhard, woher du eigentlich dieses ausgezeichnete Notenpapier besiebst!“

Der Kodex Syndetikon

Humoreske von Erich Grisar

Das Fräulein in der Buchausgabe lächelte wie immer. Haben Sie den Bestellzettel ausgefüllt? Ja? Dann warten Sie bitte einen Augenblick, ich gehe gleich nachsehen.

Sie ging wirklich gleich, wenigstens kam sie sehr schnell zurück.

Der Kodex Syndetikon ist nur im Lesesaal einzusehen, sagte sie dann. Wenn Sie bitte mit durchgehen wollen.

Danke sehr, sagte der junge Mann und folgte dem Fräulein.

Ein niedriger von zahlreichen Glühlampen erhellter Raum nahm sie auf. An langen Tischen, über dicke Folianten gebeugt, saßen Männer, die dabei waren, aus sechs alten Büchern ein siebentes neues zu machen, oder auch nur ihren Wissensdurst zu befriedigen.

Der junge Mann trat etwas hastig auf. Ein altes Männchen blickte sich unzufrieden um. Psi, machte das Fräulein, das ist der Professor Weißzettel, der darf nicht gestört werden. Der sitzt jeden Tag hier seit zwanzig Jahren. Die Herren hier kennen ihn alle.

Dann kamen sie an die große Bücherwand. Ein Griff und dann verschwand plötzlich das Lächeln aus dem Gesicht des Mädchens. Hastig fuhr sie mit der Hand über die alten Bücherrücken. Dann ging sie zur Aufsicht. Sagen Sie mal, Fräulein Kurz, fragte sie, hat jemand den Kodex in Benutzung?

Welchen Kodex?

Den Kodex Syndetikon.

Ach den. Nein, den hat, solange ich hier sitze, noch niemand verlangt. Aber warten Sie mal einen Augenblick, vielleicht hat ihn der Direktor holen lassen. Ich will mal eben nachfragen.

Der Direktor kam selbst in den Lesesaal, aber auch er bedauerte, dem jungen Mann nicht helfen zu können.

Schade, sagte der nur, ich hätte das Werk gerne eingesehen. Aber wenn es nicht da ist. Vielleicht hat ihn ein Leser selbst an seinen Arbeitsplatz geholt.

Ausgeschlossen, sagte der Direktor, dabei glitten seine Blicke prüfend über die Reihen der Studierenden. Keiner hatte das Werk vor sich liegen. Auch der alte Professor nicht, der, ein wahrer Stiefel, auf seinem Arbeitsplatz thronte.

Er muß gestohlen sein, sagte er dann. Fräulein, sehen Sie doch mal nach, wer ihn zuletzt gehabt hat.

Vor zwanzig Jahren hat ihn Professor Weißzettel gehabt, antwortete Fräulein Kurz, die inzwischen nachgesehen hatte. Aber der hat ihn natürlich längst zurückgegeben. Immerhin, man könnte ihn fragen.

Professor Weißzettel wußte auch nichts. Möglicherweise, daß ich ihn mal eingesehen habe, sagte er nur, in den letzten fünfzehn Jahren jedenfalls nicht, solange ich ihn nämlich selber schon. Wollte längst mal was darin nachsehen. Aber hier steht ja kein Buch an seinem Platz. Und wenn man mal ein Buch hat, das man brauchen kann, dann kann man es nicht lesen, weil man dauernd gestört wird.

Der Direktor entschuldigte sich. Dann machte er Meldung bei der Kriminalpolizei. Die machte sich sogleich an die Arbeit, aber der Kodex blieb verschwunden. Er war auch bei keinem Antiquar angeboten worden. Jrgendein Diebhaber mußte ihn beiseite geschafft haben und bei sich zu Hause verbergen.

Eine tolle Schweinerei, sagte der Direktor. Und ausgerechnet jetzt, wo er gebraucht wird.

Wenn er nicht gebraucht würde, würde man ihn auch nicht vermissen, wagte der junge Mann einzurufen.

Natürlich nicht, sagte der Direktor und hob seine Stimme.

Professor Weißzettel, der sich während der ganzen Aktion nicht von seinem Platz gerührt hatte, hob drohend den Blick. Ich werde mich beschweren, schrie er.

Dem Direktor war es gleichgültig. Hier ist ein wertvolles Buch verschwunden, sagte er, das ist wichtiger als Ihre Abhandlung über die Fußbeschwerden der Hausmäuse im alten Rom.

Der Professor, in seinem Heiligsten gekränkt, sank auf seinen Platz zurück. Ohnmächtig. Sofort machten sich ein paar Lesesaalbenutzer daran, ihn ins Freie zu schleppen. Dabei stieß einer den Stuhl um, auf dem der Professor gesessen hatte.

Heitere Ecke

Dichter nur aus Gips?

„Sieh mal, Rätchen“, sagt die Erzählerin, „der große Herr da drüben, das ist der berühmte Dichter X.“ — „Was, der mit dem großen Bart? Ich dachte immer, berühmte Dichter sind von Gips!“

Der Versuch

„Immer, wenn Sie lächeln, Fräulein Emmi, möchte ich zu Ihnen sagen: „Komm zu mir...“

„Aber, Herr Friedrich, Sie sind ja ein Don Juan.“

„Nein, ich bin Dentist.“



„Mein Lieber, als ich Feldwebel war, da waren es noch andere Zeiten! — Wenn ich halt! kommandierte, dann standen alle Mädchenherzen still!“

Im Grünen

„Was soll das heißen?“ fragte der Chef seinen Angestellten, den er im Restaurant findet. „Sie melden sich krank und spielen hier Billard?“

„Ja... hm...“, stammelt der junge Mann, „der Arzt hat mir verordnet, ich soll möglichst viel ins Grüne sehen!“

Warnung

Der Zug fuhr durch Tunnel und Viadukts. Ein Reisender beugte sich weit zum Fenster hinaus. „Stellen Sie den Kopf nicht raus!“ warnte der Schaffner. „Warum?“ fragte der Reisende grob. „Damit Sie nicht die Tunnelwände beschädigen!“



„Was fällt Ihnen ein, eine ganze Batterie auf eine schwache Frau zu richten?“

(Zeichnung: Schulz/Deife)

Der illustrierte Sonntag

Verlag: C. F. J. Baumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber. Verlagsleiter: Fr. Karl Baumanns. Anzeigenleiter: Derm. Schleppehorst, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenpalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Ich schweiße

unter Garantie der Haltbarkeit bei schnellster Fertigstellung und billigster Berechnung Lastwagen-, Automobil- und Motorradzylinder, Guß-, Aluminium-, Silumin- und Elektrongehäuse, Spritzguß, Zentralheizungs-Kesselglieder sowie Maschinenteile aller Art. Elektrische Schweißung von Maschinen und schweren Maschinenteilen.

Feinbohren und Honen

von Lastwagen-, Traktoren-, Automobil- und Motorradzylindern sowie Lieferung sämtlicher Kolben. Schleifen von Kurbelwellen. Ausführung aller Dreharbeiten, Ausspritzen und Ausschleudern sämtlicher Lager.

Schweiß- u. Schweißwerkstätten

Otto Albers

Lippstadt i. W., Böckenförder Straße 9—11, Ruf 2015

Solider junger Mann sucht die Bekanntschaft eines ordentlichen jungen Mädchens im Alter von 24 bis 28 Jahren zwecks späterer

Heirat

Aussteuer, evtl. etwas Vermögen erwünscht. Zuschrift. mit Bild unter U 9 893 an den „Illust. Sonntag“, Lippstadt, erbeten.

Tüchtiges

Mädchen

für Küche und Haus bei Familienanschluss gesucht. Pflichtjahrmädchen vorhanden.

Mehagerei Hans Wiegand Lippstadt, Poststr. 17, Tel. 2394.

Ein Inserat im

„Illustrierten Sonntag“ bringt Gewinn!

Sturmflug zur Insel

Wilder Tanz in den Wolken überm Kanal

Von Kriegsberichterstatter Herbert Soelling (P.R.)

Es ist wirklich kein ideales Flugwetter, als wir abends zum Flugplatz hinausfahren. Tiefhängende, dicke, graue Regenwolken jagen über den Platz, auf dem der Regen der letzten Tage geradezu kleine Seen hat entstehen lassen.

Ein kalter Novembersturm liegt über das Land. Sturmwarnung und Vereisungsgefahr hatten die Wetterberater melden müssen. Aber all das konnte für unsere fliegenden Befehle kein Grund sein, nun etwa zu Hause zu bleiben. Wieder wollten wir London einen Besuch abstatten. Wollten die Hauptstadt des britischen Imperiums wie in jeder Nacht daran erinnern, daß man nicht ohne Folgen deutsche Städte angreifen darf, daß wir kommen, was auch für Wetter sein mag, um die Vergeltungsangriffe auf London vorzutragen.

So rollt auch an diesem Abend wieder Maschine um Maschine an den Start. Unsere „Gitar“ ist die vorletzte, die heute von unserem Horst aus gegen England fliegt. Ein bodiger Wind pfeift über das Rollfeld. Wieder fliegen die Motoren ihr vertrautes Lied. Kaum ist das Signal „Start frei!“ gegeben, da stürzt unser braver Vogel über den Platz. Noch mächtiger klingen das Lied seiner Motoren, und ruhig und sicher hebt er sich vom Rollfeld ab. Nun beginnt der Kampf mit dem Wetter. In rasendem Flug jagen uns dicke Wolken entgegen. Regen knallt gegen die Kanzel, gegen die Seitenfenster. Immer wieder versucht der Sturm, unsere „Se“ zum Spielball seiner Launen zu machen, aber ruhig und gleichmählich arbeiten die Motoren, tragen unseren Vogel immer höher hinauf, in die ruhigeren Schichten. Hin und wieder reißt schon die Wolkendecke auf, und als wir mitten über dem Kanal sind, steht in überhellem Glanz der Mond am klaren Himmel. Hoffentlich bleibt es so klar, dann wird es auch heute wieder richtig hinausgehen. Und wir haben Glück.

Da jucken vor uns dünne, grellweiße Lichtarme auf, rücken hinauf in den Himmel, geistern aufgeregt hin und her. Die englische Bodenabwehr sucht schon nach uns. Die britische Küste liegt vor uns. Bald gesellen sich zu den grellweißen Lichtstrahlen die tiefroten Mündungsfeuer der Flak, die glühenden Välle der detonierenden Geschosse, die heute zum Teil verdammt auf liegen. Immer wieder leuchtet es in der Bodenmanne hell auf, ein Zeichen, daß englische Flakgranaten dicht unter uns detonieren. Dicht an den Tragflächen, am Leitwerk und am Rumpf tanzen die kleinen rotglühenden Välle. Aber wir haben auch diesmal wieder Glück. Redlich die Standantenne haben sie uns zerhauen. Mit eiserner Ruhe kann unser Flugzeugführer den Vogel immer wieder aus den Scheinwerfern, aus den aufsteigenden Flakspinnen der Tommies herausführen. Und dann fliegt er wieder über der riesigen Stadt. Es ist das übliche: Flak und Scheinwerfer haben sich vervielfacht, aber wir kennen dieses Feuerwerk schon. Es kann uns nicht mehr erschüttern. Unsere Luimersflamme glitzert den Nachtjägern, für die diese mondheile Nacht wie geschaffen ist. Da verknattert für Sekunden die Flak. Ah, Jäger sind hinter uns her. Aber ehe sie uns noch erwischen können, sind wir auf und davon.

Ein breites silbernes Band leuchtet zu uns herauf: Die Themse. Genau über dem großen Themsebogen fliegen wir in das Herz Londons ein. Nordwestlich von ihm liegt unser Ziel. Bei dem klaren Wetter sind im hellen Mondschein die umfangreichen Gleisanlagen, Lagerhäuser und Fabriken genau auszumachen. Die Bombenschlappen sind geöffnet. Wir sind am Ziel. Bomben raus! Gebannt folgt das Auge ihrem Weg. Nicht lange können wir ihren Flug beobachten, dann verschwinden sie im Dunkel. Aber plötzlich aufbrechende dunkelrote Feuerbrände in unserem Ziel zeigen uns im Abflug, daß sie gezeihen haben.

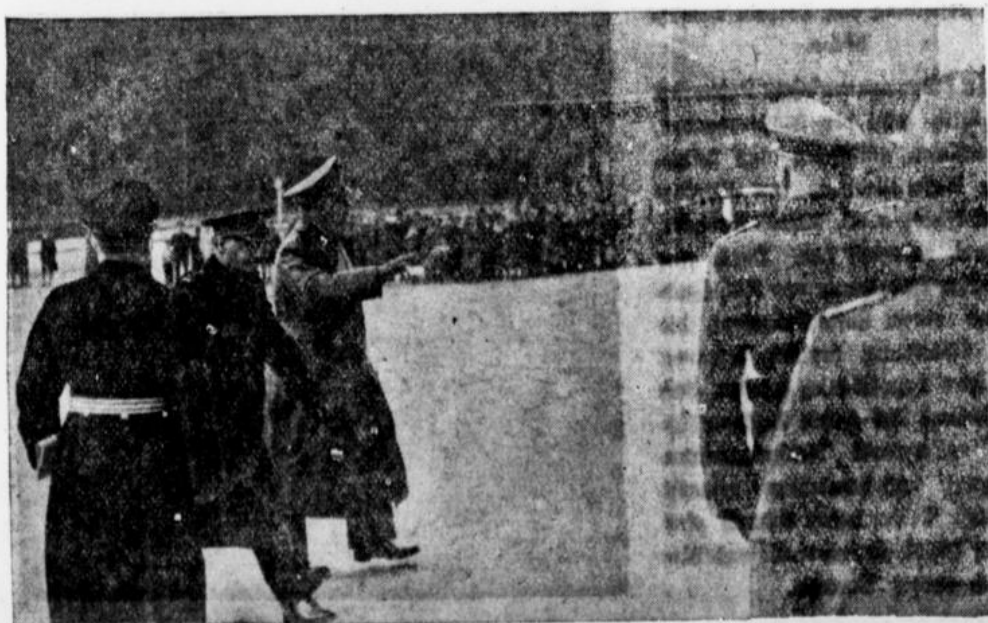
Noch immer umtobt uns das Abwehrfeuer der Flak. Aber sie vermag uns nicht aufzuhalten oder vom vorhergesehenen Kurs abzuweichen. Bald liegen wieder die Kreiselbellen der Küste hinter uns. Wir sind über dem Kanal. Aber nun soll noch ein Tanz mit dem Wetter folgen, den wir so schnell nicht vergessen werden. Aus der hellen Mondnacht löst unsere „Se“ plötzlich in eine dunkle Wolkendecke. Widschüttelt der Sturm unseren braven Vogel hin und her. Ja, gute, alte „Se“, jetzt kannst du wieder einmal zeigen, was in dir steckt. Mit eiserner Ruhe fährt unser Flugzeugführer immer die Maschine wieder ab, wenn sie plötzlich nach unten schießt oder dann wieder rechts oder links über die Tragfläche abzuklappen droht.

Mühseliges Können und deutsche Wertarbeit bestehen in dieser letzten Stunde unseres Fluges wieder einmal ihre große Bewährungsprobe. Auch unten auf dem Kanal treibt der Sturm sein Spiel mit den Wellen. Aber wir haben jetzt weder Zeit noch Lust, dem prächtigen Spiel der blendendweiß herausleuchtenden Schaumkronen zu folgen, denn noch immer wird unser Bomber hineingeworfen, scheint ein Spielball des orkanartigen Sturmes zu sein. Eifern und sicher aber hält der Flugzeugführer den immer wieder ausbrechenden Vogel. So geht es bis zum Helmathorst. Zwar sieht unsere „Se“, beim Landen von einer B5 erfasst, etwas härter auf als sonst, aber dann rollt sie sicher und glatt zu ihrem Liegeplatz. Es ist wieder einmal geschafft!

Wir stehen noch an unserer Maschine, da leuchten aus den dicken Wolken die Positionslampen einer neuen Heinkel auf. Es ist die letzte, die in dieser Nacht von unserem Horst über den Kanal flog. Alle kehrten sie auch diesmal vom erfolgreichen Angriff auf das Herz des Imperiums zurück.

Kein Vorgriff beim Kauf von Stridgarn

Berlin, 20. Nov. Die Jagdgruppe Bekleidung gibt bekannt, daß die Bestimmungen über den Vorgriff auf der Kleiderkarte dann nicht gelten, wenn Stridgarn zur Herstellung eines Kleidungsstückes gekauft werden soll. Beim Kauf von Stridgarn kann also nicht mit der Begründung vorgegriffen werden, daß aus dem Garn ein Bekleidungsstück hergestellt werden solle, das sonst auf Vorgriff gekauft werden könne.



Serrano Suner in Berchtesgaden

Der spanische Minister des Äußeren, Serrano Suner, der vom Führer zu einer längeren Unterredung empfangen worden war, verließ am Dienstagmorgen Berchtesgaden zur Rückreise. Der Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, geleitete den Gast an den Bahnhof zum Zuge. — Unser Bild zeigt Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop und den spanischen Außenminister Serrano Suner beim Betreten des Bahnhofs in Berchtesgaden.

(Scherl — M.)

Wenn der Soldat einst heimkehrt

Gedanken über die Pflichten der Gemeinschaft gegen den heimkehrenden Frontsoldaten

Von Gauamtsleiter H. Vangert, Gauobmann der D.M., Düsseldorf

Zahlreiche Inhaber und Führer von selbständigen Betrieben des Handels, Gewerbes, der Industrie und freien Berufe sind zum Heeresdienst einberufen worden. Nicht in allen Fällen war es den Einberufenen möglich, sich in ihrem Geschäft und Unternehmen vertreten zu lassen, um sie auf diese Weise während der Kriegsdauer fortzuführen. Vielmehr mußten zahlreiche Betriebe und Unternehmungen wegen Einberufung geschlossen werden. Zwar ist durch die großzügige Handhabung des Familienunterhalts dafür Sorge getragen, daß die Angehörigen des Einberufenen ihren bisherigen Lebensstandard beibehalten können. Die Frage aber, was mit ihren Betrieben, Geschäften und Werkstätten, kurz gesagt, mit ihrer Existenz nach dem Kriege geschieht, beschäftigt ernsthaft die einberufenen Selbständigen, die ihr Unternehmen schließen mußten.

Während alle Betriebe der Heimat auf Hochtouren laufen und dadurch Schritt halten mit der technischen Entwicklung und auch die Verbindung mit der Rundschaft der Friedenszeit aufrechterhalten, müssen die einberufenen Besitzer und Leiter von Betrieben aller Art damit rechnen, daß sich ihre bisherige Rundschaft und auch die Gefolgschaft durch die Dauer des Krieges verläuft. Gerade der herrschende Mangel an Arbeitskräften läßt die Möglichkeit, daß die Gefolgschaft in anderen Betrieben nicht nur für die Kriegsdauer eine Übergangstätigkeit, sondern eine Dauerbeschäftigung findet, zur Sorge für den einberufenen Geschäftsmann werden. Andererseits aber ist es nicht anständig, daß Gefolgschaftsmitglieder von Unternehmungen werden können, um materieller Vorteile willen den Arbeitsplatz wechseln. Von ihnen muß vielmehr verlangt werden, daß sie die Treue, die der Betriebsführer oberhandwerksmeister dem Vaterland gegenüber mit der Waffe in der Hand unter Beweis stellt, durch ihr Aushalten und ihre Pfllichterfüllung dem Einberufenen gegenüber wettmachen.

Ebenso, wie die Familienunterhaltsversorgung und die Berufsfürsorgeordnung dafür Sorge trägt, daß das einberufene Gefolgschaftsmitglied keine Nachteile durch seine Abwesenheit vom Betriebe erfährt und wie die Gemeinschaftshilfe der deutschen Wirtschaft die durch die Stilllegung von Betrieben hervorgerufenen Nachteile auf ein Mindestmaß reduziert, muß es die Aufgabe der Volksgemeinschaft, des Staates und der Wirtschaftsorganisationen sein, jetzt schon dafür zu sorgen, daß den einberufenen Selbständigen aus Handel, Gewerbe und Industrie und den freien Berufen bei ihrer Rückkehr aus dem Felde die Möglichkeit zur Wiederaufnahme ihres Betriebes gegeben wird. Sie werden nach ihrer Entlassung aus der Wehrmacht nicht das Gefühl haben, daß sie zwar ihre Pfllicht der Nation gegenüber erfüllt, aber von der Volksgemeinschaft vergessen wurden. Es gilt deshalb rechtzeitig dafür Sorge zu treffen, daß diese Unternehmer und Handwerksmeister sowie Geschäftsinhaber bei Rückkehr in die Heimat die Anerkennung für ihren tatkräftigen Einsatz finden.

Um die Arbeit wieder beginnen zu können, wird es in vielen Fällen notwendig sein, den heimkehrenden Selbständigen Kredite zu gewähren. Hier erwacht den Banken eine dankbare Aufgabe. Sie werden dem zurückkehrenden Geschäftsmann, Handwerksmeister und Unternehmer diese Kredite geben. Das Drama des Jahres 1919, wo jeder kapitalistische Jude für „Räuber“ galt, als der Frontsoldat, der jahrelang mit seinem Blut und Leben, seiner Gesundheit den Schutz der Heimat übernahm, wird sich nicht wiederholen. Jeder deutsche Soldat bietet als Einzelhändler, Handwerker und Unternehmer eine größere Sicherheit für ein aufgenommenes Darlehen.

als die ganze Mißpoke der vergangenen Zeit zusammen.

Eine weitere Aufgabe wird es sein, die aus dem Felde zurückkehrenden tatkräftigen Unternehmerpersönlichkeiten zum Einsatz in Betrieben, Betrieben und Unternehmungen des Handels, Handwerks und der Industrie im erweiterten deutschen Lebens- und Wirtschaftsraum zu bringen.

Sollten aus zwingenden Gründen Verkaufsverträge über Geschäfte und Unternehmungen abgeschlossen werden müssen, dann sollten diese nicht die Möglichkeit der Neuerrichtung eines Unternehmens in der gleichen Branche nach der Rückkehr des Verkäufers aus dem Felde ausschließen.

Zur Wiedereingliederung seines Betriebes erhebt der rückkehrende Handwerker, Unternehmer und Geschäftsinhaber das Vorrecht auf öffentliche Aufträge aller Art. Um dem kleinen Unternehmer zu helfen, müssen den zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossenen Handwerks- und Kleinbetrieben die Möglichkeit zur Übernahme größerer öffentlicher Arbeiten gesichert werden.

Von der Rundschaft der Einberufenen ist zu erwarten, daß sie mit ihnen bei ihrer Rückkehr aus dem Felde erneut in Geschäftsverbindung treten und nicht nach dem Grundsatz handeln: „Aus den Augen — aus dem Sinn“. Es wird daher von jedem einberufenen Geschäftsmann freudig begrüßt werden, wenn ihm seine Rundschaft ins Feld schreibt, daß sie nach Beendigung des uns aufgewungenen Krieges sofort wieder die Geschäftsverbindung und Beziehungen mit ihm aufnehmen wird.

Aufgabe der D.M. und der Organisations der gewerblichen Wirtschaft, des Handels und Handwerks wird es sein, Beratungen stellen für rückkehrende Frontsoldaten aus Industrie, Handel und Gewerbe zu schaffen. Die Beratungen stellen müssen dem Frontsoldaten mit Rat und Tat bei der Wiedereröffnung oder Neuerrichtung ihrer Existenz behilflich sein, indem sie ihnen durch fachliche Unterweisung und Aufklärung die kameradschaftliche Unterstützung schenken, um den Anschluß an die während der Kriegszeit eingetretene wirtschaftliche und technische Entwicklung zu gewinnen.

Die Anerkennung des Rechtes der Frontsoldaten muß der Ehrenkodex der Wirtschaft sein. Die Wirtschaft, die im Kriege ihre Pfllicht der Volksgemeinschaft gegenüber bewies, wird sie nach dem Kriege dem rückkehrenden Frontsoldaten gegenüber gleichfalls nicht verleugnen. Darauf baut aber auch der einberufene Geschäftsmann und Unternehmer im Felde.

Zur Neuerrichtung von Unternehmungen und Betrieben wird es in vielen Fällen nicht ausbleiben, daß der vorhandene Maschinenpark, weil veraltet, erneuert oder von Grund auf überholt werden muß. Zu diesem Zweck muß gerade dem heimkehrenden Frontsoldaten eine großzügige Zuteilung von Renteinstößen gewährt werden, um Rohstoffe und Waren aller Art zum Anlaufen seines Geschäftes zu erhalten. Das gleiche gilt aber auch hinsichtlich der Gewährung von Konzeptionen und der Zuteilung von Arbeitskräften und Lehrlingen. Ebenso verhält es sich hinsichtlich der Genehmigung von Bauvorhaben, Renovierungen und Erweiterungen.

Nicht mit Begrüßungsreden und -artikeln, mit Fahnen und Girlanden allein soll der heimkehrende deutsche Soldat in der Heimat empfangen werden, sondern mit aufgeschlossenen, dankbaren Herzen und offenen Händen wird ihm die Volksgemeinschaft die Anerkennung für die gigantischen Leistungen geben, die er für unseres Reiches Freiheit und ewiger Zukunft vollbrachte. Partei, Staat und Wirtschaftsorganisationen werden miteinander wettschreiten, um dem heimkehrenden Soldaten durch die Tat ihren Dank abzustatten.

Ende der Byrd-Expedition

Amsterdam, 19. November. Die Südpolexpedition von Admiral Byrd soll aufgelöst werden. Vor einiger Zeit hat der amerikanische Konarich beschlossen, sein Geld mehr zu bewilligen, da er solche Ausgaben in dieser Richtung nicht verantworten könne. Byrd wohnt augenblicklich in Boston und ist nur noch dem Namen nach der Leiter der Expedition, die unter der Leitung der Ministerien für auswärtige Angelegenheiten, für die Marine, für die inländischen Angelegenheiten und für den Landbau steht. Vorläufig ist die Expedition ihre Arbeiten fort, aber in absehbarer Zeit soll sie damit aufhören. Die genannten Departements werden über das Datum der Zurihrufung der Expedition noch einen Beschluß fassen.

Die ersten Maßregeln zur Auflösung der Byrd-Expedition sind bereits getroffen. Das Expeditionsschiff „Bear“ hat Philadelphia verlassen und kommt im Januar in „Klein-Amerika“ an. Die 33 Expeditionsmittelglieder, die sich dort befinden, werden sobald wie möglich davon unterrichtet, so daß sie dort an Bord genommen und nach den Vereinigten Staaten zurückgebracht werden können. Das zweite Schiff, „North Star“, verläßt in diesem Monat seinen Hafen an der Pazifikküste, um das Schiff „Bear“ zu treffen. Beide Schiffe werden die übrigen 26 Expeditionsmittelglieder von der östlichen Basis — 600 Seemeilen südlich vom Kap Horn — abholen.

Die Erkundung des Südpols durch die Luft oder über Land war nicht das Ziel der Expedition. Der Südpol ist bereits durch den Norweger Amundsen, durch den Engländer Scott und durch Byrd selbst erreicht und von Byrd 1929 überflogen worden. Die Hauptaufgabe der Expedition war, die Arktis gründlich zu untersuchen. Byrds ursprüngliche Aufgabe war es, ersten Aufklärung darüber zu bringen, was sich eigentlich hinter der 1500 Seemeilen langen, kartographisch aufgenommenen Küste zwischen der Kook-See und dem Palmerland befindet, zweitens festzustellen, ob das Palmerland ein Archipel oder eine Halbinsel des antarktischen Kontinents ist, drittens die Frage zu lösen, ob die Antarktis aus einer einzigen kontinentalen Landmasse besteht oder aus zwei durch einen See-

arm getrennten Teilen. Die letzte Frage bildet noch eines der wenigen Rätsel, welche unsere Erde uns noch aufgegeben hat. Es steht noch nicht fest, ob die im Süden des Atlantischen Ozeans gelegene Weibell-See mit der Kook-See, im Süden des Stillen Ozeans, durch einen Kanal in Verbindung steht, der vielleicht unter der Eisdecke der Arktis sich seinen Weg bahnt.

In Regierungskreisen zu Washington hofft man, daß trotz des Abbruchs der Untersuchungen die Ergebnisse die Kenntnisse vom Südpolgebiet vergrößern und eine verstärkte Grundlage für die Ansprüche der Vereinigten Staaten auf einen großen Teil des antarktischen Kontinents ergeben werden. Diese Frage ist nämlich plötzlich aktuell geworden, da Chile offiziell Ansprüche gestellt hat. Außer den Vereinigten Staaten und Chile machen noch andere Staaten Rechte geltend, u. a. Deutschland, Frankreich, Norwegen, Australien, England und Argentinien. Byrd selbst hat erklärt, daß seine Expedition kein politisches Ziel hatte.

Ursprünglich sollte die Byrd-Expedition mindestens vier oder fünf Jahre im Südpolgebiet bleiben, vorausgesetzt, daß der Konarich die notwendigen Geldmittel zur Verfügung stellte. Zunächst wurde eine Summe von 350 000 Dollar zur Verfügung gestellt. Im Januar dieses Jahres wurde ein neuer Antrag um Überlassung eines größeren Betrages gestellt. Die neue Expedition war so gut ausgerüstet, wie keine andere vor ihr. Die neuesten technischen Hilfsmittel, Flugzeuge, Traktoren und Motorisierungen waren in Dienst genommen. Die wissenschaftliche Ausrüstung war mit Apparaten und Instrumenten vornehmlich ausgerüstet, die zum Teil erst durch diese Expedition praktisch ausprobiert werden sollten. Das Prunkstück der Expedition war der berühmte „Schneekreuzer“, ein gewaltiger Motorschlitten, der eine Reihe von Wohn- und Arbeitsgemächern umfaßte, jedes Terrain befahren und auf seinem Dach ein Flugzeug mit sich führen konnte.

Die Kleiderkarte in der Schweiz

Bern, 22. Nov. Der Bundesrat hat bekanntgegeben, daß für die Zeit zwischen dem 28. November 1940 und dem 31. Mai 1941 Kleiderkarten ausgegeben werden. Mit dieser Kleiderkarte kann die Bevölkerung ungefähr ein Drittel ihres normalen Verbrauchs decken. Die Karte für Erwachsene hat 40 Punkte, Kinder zwischen 4 und 12 Jahren erhalten Karten mit 32 Punkten, Kinder unter 4 Jahre 24 Punkte. Die Bundesregierung erklärt, daß die Vorräte an Textilwaren ausreichen würden, um den Bedarf in Übereinstimmung mit den durch diese Kleiderkarten zugeteilten Mengen zu befriedigen. Auf Grund dieser Karten werden für einen Anzug 30 Punkte benötigt, für einen Wintermantel 40 Punkte, für einen Frauenmantel 30 Punkte, für Strümpfe für Männer und Frauen 2 und 3 Punkte, Stiefel 12 Punkte usw.

Wieder Bestehen zu Weihnachten

In diesen Wochen wird für jeden wieder Runkthonia verteilt. Die meisten Hausfrauen werden ihn zur weihnachtlichen Bäckerei, vornehmlich zu Bestehen, verarbeiten. Denn der Bestehen erfreut sich unter allen Dauerbackwaren auch des besonderen Vorzugs, daß er kein Fett braucht. Aus dem gleichen Grunde spielt er in der gewerblichen Bäckerei auch im Kriege eine große Rolle. Wenn Runkthonia auch nicht in unbegrenzten Mengen zur Verfügung steht, so wird der Bestehen doch in diesen Kriegswintermonaten nicht fehlen. Er ist in seinen verschiedenen Spielarten, als Printe, Katharinen, Woppe usw., seit uralten Zeiten und bei allen Völkern ein traditionelles Weihnachtsgebäck. Die Besten gehören zu den ältesten Handwerksberufen, und die Marken der großen Bestenfabriken zu den ältesten „Markenartikeln“ der deutschen Wirtschaft.

on

Erich Grisar

Ein dumpfer Knall, etwa...
...te der Direktor. Will mal...
...lein kurz und bündig sich...
...dieses Buch. Sie schlug es...
...ie dann.
...un auch der Direktor. Wie...
...darauf geseffen haben.
...ng, sagte der junge Mann...
...ne Arbeit.

ere Ecke

nur aus Gips?
...n“, sagt die Erzieherin, „der...
...das ist der berühmte Dich...
...mit dem großen Bart? Ich...
...te Dichter sind von Gips!“

er Beruf

ie lächeln, Fräulein Emmi,
...agen: „Kommt zu mir...“
...rich, Sie sind ja ein Don...

stift.“

ie



ich Feldweibel war, da waren...
...en! — Wenn ich Galt!
...standen alle Mädchenherzen...
... (Estr.)

Grünen

gen?“ fragte der Chef seinen...
...m Restaurant findet. „Sie...
...spielen hier Billard?“
...stammte der junge Mann,
...ordnet, ich soll möglichst viel...

Warnung

ach Tunnel und Viadukto...
...ich weit zum Fenster hinaus...
...f nicht raus!“ warnte der...
...fragte der Reisende grob...
...Tunnelwände beschädigen!“



ein, eine ganze Batterie auf...
...richten?“
(Zeichnung: Schulz/Deife)

rierte Sonntag

Baumanns. Haupt...
...reuber. Verlagsleiter...
...anns. Anzeigenleiter...
...orft, alle in Pippstadt...
...ennig pro 46 mm breite...
...Anzeigenpreisliste Nr. 8.

der junger Mann sucht die...
...ntschäft eines ordentlichen...
...Mädchens im Alter von...
...28 Jahren zwecks späterer...

Heirat

uer, evtl. etwas Vermögert...
...st.
...chrift. mit Bild unter U B...
...n den „Illustr. Sonntag“,...
...abt, erbeten.

Tüchtiges

ädchen

für Küche und Haus bei...
...Familienanschluss gesucht...
...Pflichtjahrmädchen vor...
...handen.

rei Hans Wegand...
...abt, Poststr. 17, Tel. 2396.

n Inserat im...
...Illustrierten Sonntag...
...ngt Gewinn!